

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1904

47 (20.11.1904)

Sterne und Blumen.

Illustrirte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laicus“) in Mainz.

Nr. 47.

Sonntag, den 20. November.

1904.

Himmelwärts.

Novelle von Maria Franz.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Verwundert sah das Mädchen die Herrin an. Obwohl an die vielen Launen derselben gewöhnt, war ihr doch noch keine so absonderlich erschienen, als dieser plötzliche Einfall, zu reisen.

„Nun, Grete, was starren Sie mich so verwundert an?“ sagte die Dame in keineswegs unfreundlichem Tone. „Be-eilen Sie sich, ich muß unbedingt den Zug 12 Uhr 30 Minuten noch erreichen. Ich denke den Sommer im Schwarzwald zu verbringen. Das größere Gepäck können Sie nach meiner Abreise besorgen und mit demselben nachkommen. Das Reiseziel, sowie alles nähere werde ich Ihnen schriftlich angeben.“

Als der Graf eine Stunde später Frau von Plessen zu sprechen wünschte, wurde ihm der Bescheid, sie sei auf unbestimmte Zeit verreist, und ein kurzes Schreiben von ihr sagte ihm in höflichen Worten, daß sie seinen ehrenden Antrag aus zwingenden Gründen ablehnen müsse.

Frau von Plessen hielt am nächsten Tage ihre freudig überraschte Margot in den Armen.

Anfangs wollte der General seinen Augen nicht trauen, als er vom Fenster des traulichen Wohnzimmers aus seine geschiedene Gattin dem vor der Gittertüre des kleinen Vorgärtchens haltenden Wagen entsteigen sah. Doch dann, als er nicht umhin konnte, der Tatsache zu glauben, daß sie es wirklich war, ging er, so rasch es seine Sicht erlaubte, hinaus und stand mit zürnender Miene vor ihr, ehe sie noch die Schwelle des Hauses erreicht.

„Was willst Du hier?“ herrschte er sie mit grollender Stimme an.

Fast demütig entgegnete die sonst in ihrer Eitelkeit so leicht verletzte Frau: „Mein Kind, meine Margot möchte ich sehen, sie beglückwünschen zu ihrer Verlobung.“

„Die Verlobte des Grafen von Hoheneck-Sendlingshausen hat das Recht verwirkt, mein Kind als Mutter in die Arme zu schließen,“ sagte er auf das heftigste erregt. „Oder glaubst

Du vielleicht, eine Tatsache, welche ein öffentliches Geheimnis in der ganzen Residenz ist, sei mir unbekannt geblieben?“

„Ich bin nicht die Braut des Grafen und werde es nie sein!“ entgegnete sie fest.

„Wirklich? Ist das wahr?“ fragte der General zweifelnd. Offen begegnete ihr Blick demjenigen des Mannes, der wie ein zürnender Wächter an der Schwelle seines Hauses stand.

„Ja, es ist wahr; ich habe den Antrag des Grafen endgültig abgelehnt.“

„Gut, dann will ich das Feld räumen,“ sagte der General mit ungleich milderer Stimme. „Du magst denn Margot diesen Nachmittag für Dich haben; ich werde bis heute abend von Hause fern sein. Bei meiner Rückkehr werde ich Dich wohl nicht mehr treffen?“ Die letzten Worte waren in Form einer Frage gekleidet, und doch klangen sie wie ein Befehl, der keinen Widerspruch, kein Entgegenhandeln duldet.

Fast ängstlich flehend, in stummer Bitte hing der Blick der Frau an dem unbewegten Gesichte des Generals, doch kein Gewähren zeigte sich in seinen Zügen, nichts, das ihr sagte, ob auch in seinem Herzen der Wunsch nach Frieden, nach Veröhnung sich regte, so wie es bei ihr plötzlich so mächtig der Fall war.

Schmerzlich aufseufzend entgegnete sie: „Ich werde für diesen Sommer den stillen Schwarzwaldort B. aufsuchen und reise noch diesen Abend dorthin ab.“

„So lebe denn wohl!“ Zögernd streckte er ihr die Hand entgegen zum Abschied, und

schmerzlich bewegt, fast tonlos, klang ihr „Lebewohl!“ das sie mit verlagender Stimme ihm erwiderte.

IV.

Zwischen weit ausgedehnten Nebengebüden hindurch schlängelt sich ein schmaler Fußpfad zu einer beträchtlichen Höhe empor. Droben auf einsamer Bergeshöhe erhebt sich



Die Rütli-Gruppe für das Schweizer Bundeshaus in Bern.

eine kleine Kapelle, weit und breit bekannt unter dem Namen die Mariahilf-Kapelle. Ein Hauch echten Gottesfriedens umweht das traulich stille Plätzchen, der es wohl erklärlich scheinen läßt, daß viele Tausende, von Leid und Weh bedrückt, den verlorenen Frieden hier gesucht und gefunden.

Auf dem schmalen Kniebänkchen vor dem Gnadenbilde kniet, in stummem Gebete versunken, Margot. Ach, auch sie sucht hier Frieden, Erhörung in bitter schmerzlichem Leid.

Mehrere Wochen sind vergangen, seit sie durch den Besuch ihrer Mutter so freudig überrascht wurde, und mit innigem Danke gegen Gott konnte sie sich sagen, daß der Sinn der vorher so oberflächlichen Dame sich dem Guten zugewendet. Die Zukunft erschien dem jungen Mädchen im rosigsten Lichte. Doch der erste Tropfen bitteren Wermuts war die Unversöhnlichkeit des alten Generals, der schroff und hart jede Annäherung seiner Gattin zurückwies, und das kindliche Herz Margots, das Vater und Mutter gleich zugetan war, geriet in den größten Zwiespalt der Empfindungen. Auf wessen Seite sollte sie sich neigen?

Und ein Leid kommt selten allein. Anfangs hatte ihr Bräutigam sie regelrecht zur Kirche begleitet, und er schien ihr, wenn auch nicht übermäßig fromm, so doch der Religion treu ergeben. Doch nach und nach mußte sie zu ihrer größten Bestürzung erkennen, daß derjenige, dem sie ihr Herz und ihre ganze vertrauende Liebe zu eigen gegeben, in religiösen Dingen gleichgültig, daß ihm nichts heilig war. Ermahnte sie ihn, doch seine Pflichten gegen Gott nicht so sehr zu vernachlässigen, so nannte er sie seine kleine Heilige, seine Tugendpredigerin, erst scherzend, dann spöttelnd und schließlich, es nicht mehr nötig haltend, die Wahrheit zu verbergen, ihr in heißendem Hohne seine glaubenslosen Grundsätze darlegend.

Margot liebte ihn, liebte ihn mehr als ihr Leben, und darum zitterte sie für ihn und — für sich selbst. Weit entfernt sich der Täuschung hinzugeben, als sein Weib werde es ihr gelingen, ihn zu befehlen, erkannte sie klar, daß bei dem großen Einfluß, den er auf sie besaß, sich leicht ihr Denken dem seinen unterordnen würde. War es ihm doch schon gelungen, sie einige Male dem Gottesdienste fernzuhalten.

Margot erkannte, daß es ihre Pflicht sei, die Verlobung aufzulösen; mit blutendem Herzen sagte sie sich, daß sie unter diesen Umständen um keinen Preis ihr Leben an das seine knüpfen dürfe. Und wie schwer, wie namenlos schwer fiel ihr die Trennung; aber es mußte sein.

Ihrem Vater hatte sie schon vor einigen Tagen davon gesprochen; doch dieser, zum ersten Male heftig gegen sein Kind werdend, hatte ihr erklärt, das seien dumme, klösterliche Ideen, die sie sich aus dem Kopf schlagen müsse. Kurt v. Bergsdorf habe ihr Wort und wegen einer kleinen religiösen Meinungsverschiedenheit löse man keine Verlobung so nahe vor der Hochzeit.

Anfangs fühlte sich Margot geneigt, ihrem Vater nachzugeben, ihr ganzes Herz sprach zu lebhaft für Kurt, und doch, sie fand keine Ruhe. Ihr Frieden schien unwiderruflich dahin. Deshalb war sie heute hier herauf gekommen, um bei ihr, der Trösterin der Betrübteten, der Königin des Friedens, sich Rat zu holen, Kraft und Stärke zu erbitten von ihr, die so viel größeres Weh getragen.

Wie sie jetzt in stummem Gebete rang und mit sich selbst kämpfte, fielen ihr die Worte ein, die einst Mutter Engelberta bei ihrem Scheiden aus dem lieben Kloster zu ihr gesprochen: „Frage Dich bei allem, was Du tust, ob das auch der rechte Weg ist, der Dich hinan führt zur himmlischen Heimat, zum ewigen Vaterland.“ Ja, nun war es ihr klar, was sie tun mußte. Die Vereinigung mit Kurt führte sie fernab vom rechten Wege, also mußte sie ihm entsagen. Und je mehr sie betete, desto klarer und fester wurde ihr Entschluß.

Heute noch, gleich beim Heimkommen, wollte sie offen, unter Darlegung ihrer Gründe, Kurt schriftlich sein Wort zurückgeben, und dann mit ihrem Vater von der vollzogenen Tatsache sprechen. Sie sollte ja sowieso nächste Woche zu ihrer Mutter, um noch eine kurze Zeit vor der Hochzeit bei ihr zu verbringen. Nun konnte sie ja auch gerade so gut einige Tage früher abreisen; ferne von Kurt würde sie eher den Frieden wiederfinden, als hier, wo sie ihn täglich sehen mußte.

V.

Still, fast beängstigend still ist es in der kleinen Villa, welche Frau von Plessen für die Dauer ihres Aufenthaltes in dem Schwarzwaldorte B. gemietet hatte.

Ganz unerwartet war Margot vor acht Tagen eingetroffen, doch so erschreckend bleich, so todestraurig hatte das junge Mädchen ausgesehen, daß statt des freudigen „Willkommen“, mit welchem Frau von Plessen ihr entgegenseilen wollte, sie nur in höchster Bestürzung ausrufen konnte: „Um Gotteswillen, Kind, was fehlt Dir?“

Netzt lag sie seit mehreren Tagen schwer krank darnieder, und trotz der sorgsamsten Pflege raste ein heftiges Fieber mit zerstörender Wut in ihrem zarten Körper.

Gestern hatte Frau von Plessen ihrem Gatten geschrieben, die ersten Zeilen seit langen Jahren, ihm in schonenden Worten den Zustand Margots mitteilend und zugleich die Versicherung gebend, daß das Menschenmögliche für sie geschehe.

Mit ernster Miene hatte sie eben der Arzt verlassen, und nun saß Frau von Plessen am Krankenlager des geliebten Kindes und horchte unruhig auf die wirren Fieberphantasien. Wie nun, wenn Margot ihr entrisse würde? Es schien ihr, als sollte es dann keine Freude mehr auf der Welt für sie geben, wenn sich die Augen, die schönen, geliebten Augen des teuren Kindes auf immer geschlossen hätten. Und ihr Gatte? O, auch ihm würde sie fehlen; sie wußte es ja, wie sein rauhes, altes Herz so ganz an seiner Tochter hing. Ziehend faltete Frau von Plessen die Hände: „O Gott, erhalte sie, erhalte sie ihm und mir!“

Stunden waren vergangen, da hörte sie draußen die Schelle ziehen und gleich darauf feste Männer Schritte sich dem Zimmer nähern. Es war sicher der Arzt, der für die Nacht noch einmal sein Kommen zugesagt hatte.

Doch es war nicht der Arzt! Eine graubärtige, vom Alter gebeugte Männergestalt stand auf der Schwelle, und eine rauhe, vor innerer Bewegung zitternde Stimme fragte in mühsam gedämpftem Tone: „Mein Kind, wo ist mein Kind? Wie geht's meiner Margot?“ Auf's tiefste ergriffen winkte ihm Frau von Plessen, näherzutreten.

Fast unbewußt faßte sie ihn, den jahrelang schon von ihr getrennten Gatten, an der Hand und führte ihn, der sich in dem halbdunkeln, nur von einer matten Ampel beleuchteten Zimmer nicht zurechtfinden konnte, zu dem Krankenlager Margots.

Lange, lange standen sie so Hand in Hand und blickten in schmerzlichem Sinnen verloren auf das leidende Mädchen, welches ihnen beiden so teuer war. Da schlug Margot plötzlich die Augen auf und mit klarem Blick schaute sie auf die beiden.

Ein unendlich glückliches Lächeln flog über ihr schmales Gesichtchen, als sie leise, fast unhörbar flüsterte: „Vater, Mutter, endlich!“

Dann fiel sie in einen sanften Schlaf. Der bald darauf vorsprechende Arzt erklärte sie mit freudiger Miene für gerettet.

Wie es gekommen, das wußte keines von ihnen zu sagen, aber gleich nachdem der Arzt sie verlassen, hielt der alte General seine Gattin eng umschlungen. Nach jahrelanger Trennung hatten sich ihre Herzen am Krankenlager des geliebten Kindes wieder gefunden, um sich nicht wieder zu verlassen. Margots heißes Flehen war erhört.

VI.

Ein Kriegslazarett! Wie viel Schmerz, wie viel Elend birgt dieses Wort! Und doch, auch welche Fülle von Edelmut, welchen Reichtum an heldenmütiger Nächstenliebe. Gleich Engeln der Barmherzigkeit in menschlicher Gestalt gleiten die Krankenschwestern von Lager zu Lager, die Verwundeten pflegend, mit sanfter Hand ihre Schmerzen lindernd, ihnen liebevoll Trost und Mut zusprechend. Arm und unscheinbar ist ihr Gewand, demütig und unterwürdig ist ihr Benehmen, nicht an sich selbst, nicht an Gewinn und Ehre denken sie, aber ihre Namen sind eingezeichnet in dem Buche des Lebens, denn all ihr Tun und Lassen ist Gott, ist den Werken heiliger Nächstenliebe geweiht.

Eine besonders von ihnen ist es, welche unermüdet scheint in heiligem, sich selbst vergessendem Eifer. Schon mehrere Nächte hat Schwester Maria ohne Unterbrechung bei den ihrer Obhut anvertrauten Verwundeten durchwacht, doch ihr zarter Körper scheint von einer Riesenkraft, frisch und elastisch wie immer geht sie ihren schweren Pflichten nach, und kein Schimmer von Ungeduld entstellt das allzeit heitere,

engelgleiche Gesichtchen, wenn mehrere von den Verwundeten zugleich nach ihr verlangen.

Einer der nicht tödlich Verwundeten, ein Offizier, den man erst diesen Morgen in tiefster Bewußtlosigkeit hergebracht, nachdem die Kugel aus seiner Schulter entfernt worden, hat eben die Augen aufgeschlagen und erstaunt seine Umgebung gemustert. Nachdenklich folgt sein Blick der jugendlichen Gestalt der Schwester, welche so teilnehmend sich zu den Kranken niederbeugt. Wo hat er nur dieses Gesicht schon gesehen? Diese sanfte Stimme kommt ihm so bekannt vor.

Jetzt nähert sie sich seinem Lager, und ein Strahl inniger Freude verklärt ihr blaßes Gesichtchen, als sie sieht, daß er wieder bei Bewußtsein ist.

Nun weiß Kurt von Bergsdorf, warum ihm ihre Stimme so bekannt vorkam, und: „Margot, Du hier?“ flüsterte er, indes ein Blick schmerzlichen Staunens ihr Gewand streift.

„Ja, Kurt, ich bin hier, und ich freue mich, daß Gott uns dieses Wiedersehen geschenkt hat. Immer habe ich mit schwesterlicher Zärtlichkeit an Dich gedacht, und nie aufgehört, die seligste Jungfrau zu bitten, daß sie auch Dir den rechten Weg zeigen möge, der einzig himmelwärts führt!“

Bewegt streckte ihr Kurt die Hand entgegen. „Du gute Seele, wie danke ich Dir. Ja, Du hast recht, ich war auf schlimmem Wege; aber schon die vorletzte Schlacht brachte mich zum Nachdenken. Als der Kugelregen um mich pfliff und so viele meiner Kameraden fielen, da mußte ich unwillkürlich denken: Und was dann, wenn ich nun auch getroffen werde? Ja, da fühlte ich all meine Grundsätze wanken; es gibt einen Gott, einen Richter über Böses und Gutes, das sagte mir eine innere Stimme. Und vor der letzten Schlacht machte ich meinen Frieden mit Gott; der Feldprediger hörte meine Beichte. Nun war ich innerlich glücklich und zufrieden. Auch an Dich, liebe Margot, dachte ich. Ich hatte Dich ja nie vergessen können, und hoffte jetzt, da ich im Glauben eins mit Dir sei, würdest Du mich, wenn ich nach dem Kriege zu Dir käme, nicht mehr von Dir stoßen. Doch zu spät, zu spät!“ seufzte er, indes wieder ein schmerzlicher Blick ihr Gewand streifte.

„Zu einer irdischen Vereinigung allerdings zu spät,“ sagte Schwester Maria mit einem fast verklärten Lächeln. „Und doch, scheinbar getrennt, ist es derselbe Weg, den wir gehen müssen, der Weg gänzlicher Entsagung und treuer Pflichterfüllung, der gipfelt in der endlichen Vereinigung mit Gott, dem End- und Zielpunkte all unseres Tun und Lassens.“

Jahre sind seitdem vergangen. Ein für Afrika bestimmter Dampfer verläßt eben den Hafen. Auf dem Verdeck des riesigen Schiffes steht ein Mann in Priesterkleidung. Es ist Kurt von Bergsdorf, der dem Militärstande Valet gesagt und sich dafür dem Dienste des Allerhöchsten geweiht hat. Als Missionar zieht er hinaus in ferne Lande. Wie er selbst durch die Gnade Gottes den rechten Weg gefunden, so will er jetzt auch den Vermissten der Armen, den in Irrtum und Blindheit befangenen Heiden das Evangelium predigen, damit auch sie erkennen, was ihnen zum Heile dient, den Weg, der einzig hinaufführt zur ewigen Heimat, himmelwärts!

Kannst du noch beten?

(Nachdruck verboten.)

Kannst Du noch beten, fromm und unschuldsvoll,
So wie es einst die Mutter Dich gelehret,
Beim Morgenstrahl, in stiller Abendstund',
Zum Vater, der die Kinder gern erhöret?
Wenn nicht, o denk zurück ans Mütterlein,
Wie fromm Du warst im stillen Kämmerlein!

Kannst Du noch beten, fromm und unschuldsvoll,
Wie einst in glücklich frohen Jugendtagen
Du oft allein im stillen Gotteshaus
Dem Heiland Deine Bitten vorgetragen?
Wenn nicht, o denk an Deiner Kindheit Traum,
Wie fromm Du warst im stillen Kirchenraum!

Kannst Du noch beten, fromm und unschuldsvoll?
Sag', hast Du's nicht verlernt im wilden Leben?
Vermagst Du noch mit kindlichem Vertrau'n
Wie einst, zum Himmel Hand und Blick zu heben?
Wenn nicht, versuch's! Keh'r zum Gebet zurück!
Und nun umweh't Dich süßes Friedensglück!

Dorvath.

Wilfriedo Becker.

Ein Engländer.

Von Charles Foley. — Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.
(Nachdruck verboten.)

Wir hatten an jenem Abend unaufhörlich über den angelsächsischen Charakter gesprochen, als Gilbert, den wir bereits mehrmals um seine Meinung gefragt, der aber bis dahin hartnäckig geschwiegen, schließlich erklärte: „Ich habe Euren Bemerkungen nichts Besonderes hinzuzufügen, indessen will ich Euch eine Anekdote erzählen, die mir trotz ihrer scheinbaren Unbedeutendheit doch recht bezeichnend erschienen ist. Urteilt selbst!“

Vor drei Jahren befand ich mich in Norwegen. Als ich meine Geschäfte in Bergen beendet hatte, beschloß ich, weiter nach Norden bis zur Mündung der Warna zu fahren, um mich dem Lachsfang zu widmen. Es war zu Anfang des Frühlings, zur Zeit, da das Eis an den Küsten schmilzt und die Fische sich, von der Flut getrieben, in die Flüsse flüchten. Nach einem weisen Rat, den man mir erteilt, verhandelte ich, nachdem ich eben aus meiner „Bulke“, einer Art leichten Schlittens, gestiegen war, mit einem alten, armen lappländischen Fischer, der mir seine Erfahrung zur Verfügung stellte und mich, so gut es ging, in seiner Hütte unterbrachte.

Es befand sich darin nur noch ein großer und schöner junger Engländer — Tourist wie ich — der mir trotz seiner kühlen und abgemessenen Manieren sehr gefiel. Der alte Lappe bediente uns, wenn wir, uns gegenüber sitzend, unsere aus kaltem Fleisch bestehende Mahlzeit einnahmen, die wir mit Rentiermilch, Bier oder Branntwein begossen; auch schliefen wir nebeneinander auf Rentier- und Hundefellen. Das alles, ohne daß er je das Wort an mich richtete. Meinen Bemühungen, mit ihm ins Gespräch zu kommen, setzte er die kühnste Unzugänglichkeit entgegen, auch schien er kein Wort Französisch zu verstehen. So verletzend diese Gleichgültigkeit in einer Einsamkeit, in der ein schnelles Bekanntwerden nur natürlich gewesen wäre, auch war, so gelang es mir doch, die Sache von der heiteren Seite aufzufassen, das heißt bis zu dem Tage, an welchem diese Gefühllosigkeit die Grenzen der Ungefelligkeit und der unter menschlichen Wesen zu dulden den Selbstsucht überstieg.

Eines Morgens, als wir aufgebrochen waren, um das Netz, das unser Lappe über die Strömung zu spannen pflegte, in ziemlicher Entfernung auszuwerfen, wanderten wir zufällig, mein Engländer hinter mir, über einen steilen Pfad, unter dem die Warna dahinrauschte. Zu unseren Füßen brauste der zwischen zwei Granitfelsen eingesäumte Fluß, von den Regengüssen angeschwollen und seine Schaummassen dahinwälzend, und stürzte von Wasserfall zu Wasserfall in raschem Strome über einen Haufen spitzer, steiler Klippen.

Plötzlich tat ich einen Fehltritt und rollte dem Abgrund zu. Der Atem stockte in meiner Brust, das Herz stand mir vor Angst fast still, und von einem Todesentsetzen ergriffen stieß ich einen Schrei der Verzweiflung aus und schloß in gräßlichster Furcht die Augen. Doch selbst bei diesem Sturze war der Instinkt noch stärker als der Schwindel, so daß ich unbewußt die Hände öffnete; sie streiften Pflanzenstengel und klammerten sich mit verzweifelter Kraft daran an. Fast in demselben Augenblick tasteten meine Füße umher, berührten glücklicher Weise einen Felsvorsprung und fanden hier einen Stützpunkt, der mir gestattete, die Zweige einer jungen Birke zu ergreifen. Dann schlug ich wieder die Augen auf und holte tief Atem.

Ueber mir, am Rande des steilen Strandes, erblickte ich den Engländer, der stehen geblieben war, um sich seine Pfeife wieder anzuzünden. Er sah mich kaum eine Sekunde an und schielte dann aufmerksam auf die Flamme des Streichholzes, mit dem er eben den Tabak anstecken wollte. Das Streichholz erlosch. Er rieb ein zweites an, schützte es diesmal mit seinen beiden Händen und näherte es nur langsam mit unendlicher Vorsicht der Pfeife. Als der Tabak dann in Brand gesteckt war, warf er das Streichholz fort, zertrat es unter seiner Fußsohle und atmete den Duft ein. Darauf sah er mich von neuem an, ohne daß etwas seine Absichten verriet. Doch in diesem Augenblick drückte ich meine Füße bereits in verzweifeltstem Bemühen auf die Granitvorsprünge, spreizte die Finger in einen der Felsausläufe und legte erst ein Knie auf die Klippe und zog dann das andere nach. Ich war gerettet. Nun erhob ich mich und ging, dieselbe Kaltblütigkeit heuchelnd, an ihm vorbei, während er hintendrein mar-

scherte. Wir erreichten eine weit zugänglichere Stelle des Ufers, wo wir auf den alten Lappen warteten. Wir halfen ihm die Netze hochziehen, was uns einige Mühe machte, denn die Lachse, die sich in ziemlich beträchtlicher Anzahl in den

der etwas tüdischen Piffigkeit des alten Lappländers nicht; er schien angesichts unseres gegenseitigen kühlen Verhaltens über ein ernstes Problem nachzudenken, ohne die rechte Lösung finden zu können. Gerade im Augenblick, da ich es am



Schlachtschiff „Sifot Mariti“
(10 100 Tonnen, 40 Geschütze)

Schlachtschiff Typ „Borobino“
(13 516 Tonnen, 68 Geschütze)
Fregate „Svevlana“ (3727 Tonnen, 18 Geschütze)

Fregate „Dag“
(6645 Tonnen, 38 Geschütze)
Korvettenbootschiff „Siching“
(10 206 Tonnen, 48 Geschütze)

Schlachtschiff „Mavarin“
(6721 Tonnen, 42 Geschütze)

Fregate „Mirvora“
(12 674 Tonnen, 65 Geschütze)

Fregate „Bumirai“
(8224 Tonnen, 42 Geschütze)

Das russische Offizierschwader auf dem Wege nach Ostasien.

Stadt einer Originalzeichnung von Alexander Sirtcher.

Maschen gefangen hatten, zappelten und suchten in kräftigen Sätzen nach unten oder nach der Seite zu entweichen. Noch vor Aufregung und Zorn zitternd, hütete ich mich wohl, dem Engländer während dieser Arbeit in der geringsten Weise entgegenzukommen. Mein so gleichgültiges Benehmen entging

wenigsten erwartete, als das Einpacken in die Holzkörbe uns einander näher gebracht hatte, mußte er sich wohl an eine ähnliche Förmlichkeit erinnern, wie sie sich in seiner armenhütigen Hütte zwischen anderen Touristen abgepielt hatte; er deutete mit der einen Hand auf mich, mit der andern auf ihn



— All' Deinen Schmerz — tilgt's Mutterherz. —
Nach dem Originalgemälde von W. Hoegge.

und sagte, unsere Namen radebrechend, mit abscheulichem Akzent: „Sir Gilbert, Sir John Havis!“

Diese eigentümliche Vorstellung von seiten dieses fast affenartigen Zwerges, zwei als Lachsfränger verkleideten Touristen gegenüber, machte auf mich in dieser wilden Einsamkeit voll Gletschern und Strömen einen so eigentümlichen Eindruck, daß mein ganzer Groll schwand und ich in ein fürchterliches Gelächter ausbrach. Aber vollends entwaffnet wurde ich, als ich sah, wie Sir John Havis, gleichsam von einem schweren und unerträglichen Zwange befreit, sofort aufatmete, ebenfalls mit seinen sämtlichen weißen Zähnen lachte und mir mit so aufrichtiger, herzlicher Aufwallung die Hand reichte, daß ich es gar nicht über mich gewann, ihm die meine vorzuenthalten.

Kurz darauf überließen wir unserem Lappen die Sorge um seine Fischgeräte und gingen neben einander über den Felspfad nach Hause. John Havis war wie umgewandelt, sprach mit mir, so gut es gehen wollte, französisch, dabei aber so herzlich und eifrig, daß ich in wenigen Minuten für sein mehrtägiges Schweigen entschädigt wurde. Als wir an der Stelle angelangt waren, wo ich vorhin gestürzt war, zog er einen Tabaksbeutel und eine Streichholzschachtel aus der Tasche und bot mir beides an, bevor er sich selbst noch seine Pfeife gestopft hatte. Ich war davon tief gerührt, und als ich ebenfalls in all meinen Taschen wühlte, ohne meine eigene Pfeife finden zu können, fiel mir plötzlich ein, daß ich sie bei meinem Sturze verloren. Deshalb deutete ich unbewußt auf die Birke, an der ich mich festgehalten und sagte:

„Hab' sie dort verloren!“

Ich hatte kaum ausgesprochen, als mein Engländer wie toll in die Schlucht kletterte. Er hatte sich so hastig ans Werk gemacht, daß ich mich ängstlich fragte, ob er nicht vielleicht auch ausgeglitten wäre wie ich. Ich rief den Lappländer hastig herbei. Dann legte ich mich quer über den Pfad, so daß nur mein Kopf und meine Arme über den Rand hinausragten, und blickte in den Abgrund. Ich bemerkte endlich meinen Engländer, der sich, wie ich es getan, an den Felsenvorsprüngen und den Birkenzweigen festhielt, und mühsam wieder hinaufkletterte. Als er in meine Nähe gekommen war, warf ich ihm meinen Gürtel zu und zog ihn aus Leibeskräften hinauf. Endlich konnte ich seine Hände ergreifen und hob ihn über die letzten steilen Felsen. Als er auf dem Pfad stand, reichte mir John Havis meine Pfeife, eine armfellige Pfeife, die ich für zehn Sous in einem Bazar gekauft, und die er mit Gefahr seines Lebens von dem Felsblock geholt, auf dem ich gestrauchelt war.

Ich nahm die Pfeife, und meine Finger wurden blutig.

Ich bemerkte nun, daß die Kleider des Engländers zerrissen, sein Gesicht zerschunden und seine Hände zerkratzt waren. „Sie haben sich verletzt?“ fragte ich ihn.

„O, ganz unbedeutend, hat nichts zu sagen!“ rief er sorglos.

Dabei errötete er, und sein Gesicht verriet eine kindliche, fast rührende Verwirrung. Dieses Benehmen bildete zu seinem Verhalten von vorhin einen so schreienden Gegensatz, daß ich mich berechtigt glaubte, ihn auszuscherlen.

„Wie töricht! ... Ich hätte es begreiflich gefunden, wenn Sie das vorhin für mich getan hätten! ... aber jetzt, für meine Pfeife!“ ...

Er reckte sich ein wenig in die Höhe, als hätte ich eben etwas Unpassendes, ein Wort gesagt, das ihn in seiner „Korrektheit“ zu verlegen geeignet war, und versetzte im Tone durchaus aufrichtigen Vorwurfs:

„O mein Herr, wie können Sie nur so etwas denken? Als Sie vorhin in den Abgrund stürzten, da konnte ich Ihnen absolut nicht die Hand reichen; ich hatte ja nicht die Ehre, Ihnen vorgestellt zu sein!“

Kleine Rundschau.

16. November 1904.

Es sind bekanntlich vor einiger Zeit wiederholt Stimmen laut geworden, welche die Befürchtung aussprachen, daß die Vollendung der Jungfraubahn in dem geplanten Sinne sehr fraglich oder gar unmöglich erscheine. Diese Befürchtungen wurden indessen neuerdings als grundlos bezeichnet und man vernimmt, daß die Arbeiten unablässig fortschreiten und das schwierige Werk im nächsten Jahre bis zur Station Eismeer fertiggestellt sein dürfte. Gegenwärtig ist man mit

dem Ausbruch des Tunnelstückes Eigerwand-Eismeer beschäftigt und wird hier mit den Bohrmaschinen ein durchschnittlicher Fortschritt von 50 Meter per Monat erzielt. Nach dem heutigen Stand der Arbeiten dürfte der Durchbruch am Eismeer Ende August 1905 zu erwarten sein. Station Eismeer wird etwa 30 Meter über dem obersten Rand des Gletschers zu liegen kommen. Von der Station sollen auf den Gletscher und die umliegenden Gipfel Pfade hinab in den Felsen gehauen werden.

Auch der Mont-Blanc soll nunmehr eine Bahn erhalten; man plant die Anlage einer Trambahnlinie mit Fahrrad und mechanischem Betrieb im Departement Haute-Savoie zwischen dem Bahnhof von Fayet-Saint-Gervais und dem Gipfel der Aiguille-du-Gouter. Die Bahn, bei welcher einstweilen neun Stationen vorgesehen sind, soll im Laufe von sechs Jahren vollendet sein. Täglich, vom 15. Juni bis 15. September, werden mindestens zwei Fahrten nach jeder Richtung stattfinden. Die Beförderungspreise sind für eine Hochalpenbahn äußerst billig, nämlich 1 Frank 50 Cents für jeden Reisenden mit 10 Kilo Freigeäck und 3 Franken für jede Kilometertonne für Waren.

Nach einer kürzlich im „Archiv für Eisenbahnwesen“ veröffentlichten Zusammenstellung haben am Schlusse des Jahres 1902 die im Betrieb befindlichen Eisenbahnen eine Länge von 838 216 Kilometer erreicht gegen 816 755 Kilometer am Schlusse des Vorjahres. Dabei sind die sogenannten Kleinbahnen nicht inbegriffen. Von den einzelnen Erdteilen steht, wie bisher, Amerika mit 421 571 Kilometer an der Spitze; die größte Eisenbahnlänge haben die Vereinigten Staaten mit 325 777 Kilometer, danach folgt das deutsche Reich mit 53 700 Kilometer, das europäische Rußland einschließlich Sibirien mit 52 339 Kilometer, Frankreich mit 44 654 Kilometer, Oesterreich-Ungarn mit 38 041 Kilometer, Großbritannien und Irland mit 35 591 Kilometer. Das stark bevölkerte Königreich Belgien hat immer noch das dichteste Eisenbahnnetz. Es kommen hier auf je 100 Quadratkilometer Fläche 22,5 Kilometer Eisenbahnen. Danach folgen Sachsen, Baden, Elsaß-Lothringen, Großbritannien und Irland. Unter den europäischen Ländern haben die geringste Dichtigkeit in Bezug auf das Eisenbahnnetz Norwegen mit 0,7 und Rußland mit 0,9 Kilometer auf 1000 Quadratkilometer.

In Japan befindet sich zwischen Odawara und dem Fischerdorf Atami eine Eisenbahn, welche man als die kleinste Eisenbahn der Welt bezeichnet. Sie hat eine Spurweite von nur 60 Zentimeter und eine Länge von 31 Kilometer. Als Betriebskraft werden lediglich Menschen verwendet. Hinter jedem Wagen sieht man eine Anzahl Kulis, die das Gefährt vor sich hertreiben. Wenn es vom Gipfel bergab geht, springen die Kulis auf das Trittbrett und lassen den Wagen herabfallen, was für die Sicherheit der Reisenden, da der Weg über wackelige Brücken und Steindämme geht, nicht immer dienlich ist. Europäer können diese kleinste Eisenbahn der Welt kaum benutzen, da sie für die Körperverhältnisse der kleinen, zierlichen Japaner eingerichtet ist, und ein mittelgroßer Mann schon über das Dach des Wagens hinwegschaut.

Aufzeichnungen über die Lebensdauer der Eisenbahnlokomotiven haben ergeben, daß eine solche unter normalen Verhältnissen durchschnittlich zwanzig Jahre betriebsfähig bleibt. Einige der französischen Eisenbahngesellschaften haben den Ruhm, die ältesten und daneben zugleich die schnellsten Lokomotiven der Erde zu besitzen. Die Orleans-Eisenbahngesellschaft hat auf einigen Pariser Vorortstrecken eine Anzahl von Maschinen in Betrieb, die im Jahr 1871 gebaut sind und doch noch ihren regelmäßigen Dienst tun. Dieselbe Gesellschaft verwendet auch für Fahrten auf große Entfernungen noch einzelne Lokomotiven, die aus dem Jahr 1882 stammen, und eine noch ganz gute Maschine trägt sogar das Geburtsdatum 1861 und leistet trotz ihrer 43 Jahre vor Güterzügen noch immer eine tüchtige Arbeit. Die älteste Maschine jener Gesellschaft und vielleicht die älteste Lokomotive, die noch irgendwie in Betrieb ist, stammt aus dem Jahre 1855, ist also fast 50 Jahre alt und wird noch für leichten Dienst benutzt. Außerdem hat die Orleansgesellschaft noch eine Maschine in ihrem Besitz, die nach den Plänen ihres Ingenieurs Seguin im Jahre 1846 von Stephenson erbaut wurde, jetzt aber natürlich nur noch als Merkwürdigkeit aufbewahrt wird.

Die Rütli-Gruppe für das Schweizer Bundeshaus in Bern.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Was vor zwei Jahren eröffnete Parlamentsgebäude in Bern wird demnächst einen neuen Schmuck erhalten in einem schweizerischen Nationaldenkmal, der sogenannten Rütli-Gruppe, für welche der Genfer Bildhauer Vibert einen wohl gelungenen Entwurf gefertigt hat. Das Denkmal soll im Treppenhaus des Bundespalastes Aufstellung finden. Es veranschaulicht die bekannte Rütli-Sage, den Geheimbund der drei ersten „Eidgenossen“ Werner Stauffacher von Schwyz, Walthar Furst von Uri und Arnold Melchthal aus Unterwalden, die auf dem Rütli nacheinanderweise mit ihren Gefinnungsgenossen vereinigt, im November 1307 schwuren, am kommenden Neujahrstag die Bögge zu verjagen und so die drei Länder gegen die Habsucht des habsburgisch-österreichischen Hauses zu schützen. Der Schauplatz dieser Verschwörung, das Rütli, ist eine von Felsenwänden und Gebüsch umgebene Aferwiese am linken Ufer des Urner Sees, von dem Kurort Seelisberg aus auf schroffem Felsenpfad zugänglich.

Der Schöpfer des Denkmals hat es verstanden, die unbeugsame Entschlossenheit der drei Nationalhelden, in denen das Schweizervolk die Begründer seiner Freiheit verehrt, in Miene und Geberden spiel anschaulich darzustellen.

All' Deinen Schmerz — tilgt's Mutterherz.

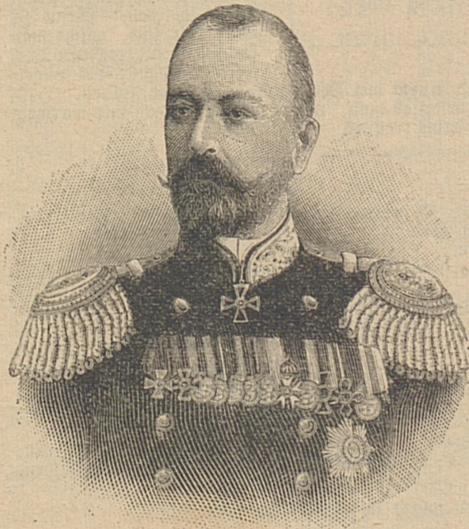
(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Was junge, blühende Weib, das noch wenig Leid auf Erden erfahren, kommt soeben von dem Sterbelager des geliebten Gatten und treu sorgenden Hausvaters, den plötzlich die Hand des Todes berührt. Der Priester konnte ihm noch die letzten Tröstungen reichen und ihn so zur Reise in die Ewigkeit vorbereiten. Dann schloß er die Augen zum ewigen Schlummer und trostlos blickte die junge Witwe auf die irdische Hülle des ihr allzu früh und unerwartet Entzessenen. Aber ganz verlassen ist sie nicht. Sie weiß einen Platz, wohin sie sich in ihrem schweren Kummer flüchtet, wo sie ihre Tränen fließen läßt und liebevolles Verständnis und milden Zuspruch findet. An das treue Mutterherz eilt sie und wenn auch, was sie verloren, ihr nicht zurückgegeben werden kann, lernt sie doch an dem Mutterherzen Ergebung in den Willen Gottes; die Mutterliebe allein weiß ihren Schmerz zu lindern, und ihre trostlosen Gedanken nach oben zu richten.

Die russische Ostseeflotte auf der Fahrt nach dem Kriegsschauplatz.

(Mit zwei Abbildungen.) (Nachdruck verboten.)

Nachdem nach monatelangen Verschiebungen die russische Ostseeflotte unter dem Oberbefehl des Admirals Roschdjestwensky endlich die Fahrt nach dem Kriegsschauplatz angetreten hatte, kamen bereits in den ersten Tagen nach ihrer Abfahrt Nachrichten über ihre Tätigkeit in den europäischen Gewässern, welche allgemeine Entrüstung hervorriefen. Die starke Kriegsflotte hat in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1904 in der Nähe der englischen Küste ohne alle Veranlassung eine friedliche englische Fischerflotte aus Hull angegriffen, den Fischerdampfer „Crane“ zum Sinken gebracht, andere beschädigt und mehrere Personen verletzt. Der Kapitän des gesunkenen Dampfers und zwei Fischer wurden bei dieser Gelegenheit getötet. Obgleich die russischen Schiffe



Admiral Roschdjestwensky.
Befehlshaber des russischen Ostseegeschwaders.

über den harmlosen Charakter der englischen Boote nicht im Zweifel sein konnten, setzten sie nach der etwa zwanzig Minuten dauernden Beschießung ihre Fahrt fort, ohne sich weiter um den sinkenden Dampfer, sowie die verwundeten und die übrigen beschädigten Boote zu kümmern.

In der ganzen zivilisierten Welt und natürlich vor allem in England hat diese ungeheuerliche Tat der russischen Ostseeflotte das unliebsamste Aufsehen verursacht. Die englische Regierung verlangte gebieterisch volle Genugung und Sicherung gegen weitere ähnliche Uebergriffe. Der Zar drückte dem Könige von England und der englischen Regierung sein aufrichtiges Bedauern über den beklagenswerten Vorfall aus und versprach weitestgehende Genugung. Die russische Regierung sagte eingehende Unternehmung der Angelegenheit zu und forderte den Führer des Ostseegeschwaders zur Berichterstattung über den Vorfall auf. Es dauerte unverhältnismäßig lange, bis Admiral

Roschdjestwensky seine Tat zu erklären versuchte, was ihm nach keiner Hinsicht gelungen ist. Er will in der Ostsee Torpedoboote zwischen seinen Schiffen gesehen haben, die nach seiner Ansicht japanische waren und deshalb beschossen werden mußten. Er behauptet, daß nach Lage der Sache kein Kriegsschiff hätte anders handeln können. Der Admiral wird als ein sehr aufgeregter Mann geschildert, der über die geringfügigsten Dinge in große Erregung gerate.

Die russische Regierung hat inzwischen Weisung ergehen lassen, die für den Zwischenfall verantwortlichen Offiziere des Geschwaders in der spanischen Hafenstadt Vigo zurückzuhalten, um abgeurteilt und gebührend bestraft zu werden. Daraufhin hat sich die begreiflicherweise in England herrschende Erregung, die den Ausbruch eines Krieges befürchten ließ, einigermaßen gelegt. Die weiteren Verhandlungen der beiderseitigen Regierungen führten dahin, daß nunmehr der Streitfall gemäß der Haager Konvention einem internationalen Schiedsgericht zur Aburteilung und Festsetzung der von Rußland zu leistenden Entschädigung übergeben werden soll.

Außer dem Angriff, den Admiral Roschdjestwensky auf die Huller Fischerboote machte, kommen auch Nachrichten von der Beschießung eines deutschen, eines dänischen und eines schwedischen Dampfers, wobei indessen der Verlust von Menschenleben nicht zu beklagen ist. Genane Erhebungen haben heute über diese Fälle noch nicht stattgefunden.

Hendrik Witboi.

Oberkapitän der Witboi-Hottentotten.

(Nachdruck verboten.)

Noch war der Aufstand der Hereros in Südwestafrika nicht gänzlich niedergeschlagen, und schon wieder kamen Ende Oktober 1904 neue Alarmnachrichten, welche in Deutschland nicht wenig Beunruhigung hervorriefen: Hendrik Witboi, der Anführer eines den Hereros benachbarten Hottentottenstammes, ist offen ins Lager der Feinde übergetreten und hat den Deutschen, mit denen er seit 10 Jahren in vertragsmäßigem Frieden lebte, den Krieg erklärt. Bereits hat dieser neue Aufstand mehrere Opfer an Menschenleben gefordert. Distrikthauptmann von Burgsdorff aus Keetmanshoop, der bisher mit dem alten Hendrik persönlich befreundet war, begab sich nach Ausbruch der Feindseligkeiten zu demselben, um mit ihm mündlich zu unterhandeln. Seitdem hörte man nichts mehr von dem wackeren Offizier, und man nahm an, daß er als Geißel von den Witbois zurückgehalten worden sei. Leider war noch Schlimmeres geschehen, Hauptmann v. Burgsdorff mußte seine Unerfrohenheit mit dem Leben bezahlen. Anfangs November meldete ein Telegramm des Obersten Lentwein aus Rehoboth, daß Hauptmann von Burgsdorff, zwei Unteroffiziere, ein Missionstechniker, vier Farmer und zehn Buren von den Witbois getötet worden seien. Dieser beklagenswerte Vorfall beweist aufs neue, daß man es in Südwestafrika mit einem hinterlistigen Feinde zu tun hat, für den die einfachsten Bestimmungen des Völkerrechts nicht zu existieren scheinen.



Hendrik Witboi.
Oberkapitän der Witboi-Hottentotten.

Hendrik Witboi wird als ein zwar intelligenter, aber verischlagener alter Herr hoch in den Sechzigern geschildert, der über seine Leute eine eiserne Disziplin übt und durch sehr harte Strafen seinen Befehlen Gehorsam schafft. Ihm zur Seite steht sein Unterkapitän Jaak, ein gebildeter, sprachkundiger Hottentott, der der Sohn Hendriks sein soll und diesem an Herrschucht nichts nachgibt. Der alte Witboi stand anfangs der neunziger Jahre schon einmal den Deutschen als Feind gegenüber. Er wurde aber von Major Lentwein besiegt und ergab sich am 15. September 1894 der deutschen Schutzherrschaft, die ihm die Station Gibeon als Aufenthalt anwies. Seitdem stand Hendrik auf Seite der Deutschen, die er z. B. 1896 gegen die Hereros unterstützte. Er fiel in dem Moment ab, da er vernahm, daß er und seine Leute entwaffnet werden sollten. Inzwischen sind die nötigen Mannschaften zur Verstärkung der westafrikanischen Schutztruppe aus Hamburg abgegangen. Dieselben sind auf 2000 Mann nebst dem erforderlichen Pferde- und Kriegsmaterial berechnet und werden hoffentlich genügen, die Witbois in Schach zu halten. Die deutschen Schutztruppen haben ihre Kriegstüchtigkeit bereits aufs glänzendste bewährt, indem es ihnen in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, die aufständischen Hereros Ende Oktober zu besiegen und dieselben zur Niederlegung der Waffen zu zwingen.

Ernstes und Heiteres.

Sinnspruch.

Nicht der ist arm, der schlechte Kleider trägt;
Nein! Wer des Andern Vortheil stets erwägt.

[Der Kartoffelorden.] Ziemlich bekannt dürfte es sein, daß die Kartoffel, welche heute als Nahrungsmittel so bedeutend ist, sich sehr langsam verbreitet hat und z. B. noch im Jahre 1616 in Frankreich als seltener Leckerbissen auf die königliche Tafel gesetzt wurde. Weniger bekannt aber ist wohl die Tatsache, daß diese heute so populäre Knollenfrucht sogar Veranlassung zur Stiftung eines Ordens gegeben hat. Dies geschah im Jahre 1842 durch den Kaiser von Rußland. Derselbe wußte kein wirksameres Förderungsmittel für die Verbreitung der Kartoffeln, als daß er jedem seiner Untertanen, welcher den Kartoffelbau mit Auszeichnung betrieb, eine besonders hierzu geprägte goldene oder silberne Medaille gab, welche man den Kartoffelorden nannte.

[Ein Unglück.] Als Heinrich das Frühstückszimmer betrat, fand er Jeanette, die ihren Tee schlürfte und sehr traurig ausah. Ihre Augen waren rot vom Weinen; sie sah nieder auf ihren Teller, um seinen fragenden Blicken auszuweichen. „Ich konnte meine Kravatte nicht finden,“

sagte er, sich entschuldigend, „deshalb komme ich einige Minuten zu spät.“ Er ging durch den Raum bis zu ihrem Sessel und setzte dann mit erwachender Teilnahme hinzu: „Du hast geweint, Jeanette; ich sehe Tränen auf Deinen Wangen. Was fehlt Dir, meine Liebe?“ Er küßte sie zart und streichelte ihr Haar mit sanfter Hand. Jeanette brach aufs neue in Tränen aus, und ihr Haupt gegen seine Brust lehrend, schluchzte sie, als ob ihr Herz brechen wollte. „Erzähle nur,“ flüsterte er, „vertraue mir, Deinem Getreuen, Deinen Kummer. Was quält Dich, warum weinst Du?“ — „D,“ sagte sie unter Schluchzen, „es ist nicht durch meine Schuld, Heinrich. Ich fühle es, ich kann Dich nicht länger in Unkenntnis lassen. — Die Pfannkuchen sind kalt.“

[Mißverstanden.] Gnädige Frau (zur Köchin): „Aber Rosalie, seien Sie stets zur Hand, wenn wir Sie zur Aushilfe des Hausmädchens heute Abend bei der Abendgesellschaft nebst darauffolgendem Tänzchen brauchen.“ — Köchin: „Gnädige Frau, ich verzichte darauf; ich habe heute Mittag stark gegessen und tanzen tu' ich überhaupt nicht.“

[Bestrafte Vorlautigkeit.] Hauptmann: „Füsilier Schweppe, Sie haben sich beim Manöver sehr gut und klug gezeigt; hätten wir Krieg, so bekämen Sie einen Orden!“ — Füsilier: „Und jetzt, Herr Hauptmann?“ — Hauptmann: „Drei Tage Mittelarrest, weil Sie den Mund nicht halten.“

[Fatale Wahrnehmung.] A. (Bemerkt, daß jemand seinen Zahnstocher genommen hat und benutzt): „Aber, mein Herr, Sie haben ja meinen Zahnstocher genommen?“ — B.: „Seien Sie doch nur nicht gleich so aufgebracht, Sie bekommen ihn ja gleich wieder.“

[Hübsche Aussicht.] Herr (der soeben Geld geliehen bekam): „Edler Geber — lange mögen Sie leben!“ — Darleiber: „Wieso das?“ — Herr: „Na, wer weiß, bis wann ich Ihnen das gepumpte Geld wieder geben kann.“

[Widerruf.] „Ich habe gegen Herrn Schwemmer den Vorwurf erhoben, er trinke mit Vorliebe eins über den Durst. Derselbe ist grundlos.“

[Ganz einfach.] „Ist es wahr, Sie haben sich verheiratet?“ — „Ja!“ — „Wie sind Sie denn dazu gekommen?“ — „Na, durch meine Frau!“

[Dunkel:] „Sag' mir Fritz, wieviel Schulden hast Du denn eigentlich?“ — Student Fritz: „Ach, lieber Dunkel — soviel Du willst.“

[Husten u. dergl.] Treten bei Erwachsenen oder Kindern plötzlich bedeutende Atembewegungen, Husten, Engbrüstigkeit, Heiserkeit, Brustbestimmungen u. s. w. ein, so gebe man Zwiebelsaft mit Zucker in kleinen Gaben, aber oft wiederholt. Gleichfalls gegen Engbrüstigkeit und Husten gibt man ein Glas starken Essig über zerriebene Zwiebeln, drückt die Masse durch ein reines Tuch, gibt alsdann Honig dazu und reiche dem Kranken alle halbe Stunde einen Teelöffel davon. Dieses Mittel ist jedermann gegen Husten zu empfehlen.

[Gegen Schweißfüße] gibt es nur ein Mittel: äußerste Reinlichkeit, täglich ein lauwarmes Fußbad, weiter sehr häufiges, mindestens tägliches Waschen der Strümpfe oder Zehnapfen. Als Pulver ist zu empfehlen: Zwei Gramm Salzsäure, acht Gramm Bor säure und 70 Gramm Talg. Das ist in Pulverform fein und gründlich zu mischen und für den Gebrauch in das Schuhwerk zu sieben.

[Hammelfrikandeau.] Sechs Personen. Drei Stunden. Man schneidet von einer Hammelflechte zierliche Frikandeaus, spickt sie reichlich und bestreut sie mit Salz. Unterdeßen dünstet man ungefähr 125 Gramm rohen Schinken, ebensoviel fetten Speck, einige Zwiebeln und Wurzelwerk, alles in feine Scheiben geschnitten, gehörig durch, ohne es doch braun werden zu lassen, legt die Frikandeaus darauf, füllt etwas leichte Brühe oder Wasser dazu, dämpft sie auf gelindem Feuer langsam weich, wobei sie öfters mit der Brühe überfüllt werden müssen, und nimmt sie dann heraus. Die Sauce wird durch ein Sieb gerührt, wenn nötig, entfettet, mit etwas in Butter gar gedünstetem Mehl feinigt gemacht, mit 10 Tropfen Raggis Würze verfeinert und über die Fleischscheiben gefüllt.

[Um Fische blau zu kochen.] Man nimmt die Fische auf einem naggemachten Brettchen aus, rührt sie möglichst wenig an, übergießt sie mit kochendem Essig und läßt sie etwa zehn Minuten in kochendem Wasser, Salz und Essig kochen. Um die Farbe zu erhöhen, läßt man sie vor dem Kochen eine halbe Stunde zugedeckt in dem Essig stehen, deckt sie auch beim Kochen, sowie nach dem Garwerden zu.

[Zwetschgengerichten.] Die Zwetschgen werden abgerieben und ausgeleert; dann wird eine Patte mit Buttermilch belegt, derselbe mit reichlich Zwiebad bestreut, die Zwetschgen offen dicht darauf gelegt und mit Zucker und Zimmt bestreut. Nach dem Baden streut man noch einmal Zucker darauf.

[Vierkaltische.] Zur Bereitung dieser erfrischenden kalten Suppe nimmt man zwei Teile Bier, einen Teil Wasser und einen Teil Wein, gibt geriebenes Schwarzbrot, Zucker, einige Zitronenscheiben und gut gereinigte Korinthen hinzu und serviert die Suppe kalt.

[In Staniel verpackte Käse] hebt man einfach bis zur Zeit des Gebrauchs auf. Es ist nicht ratsam, sich davon zu große Vorräte zu halten. Parmesankäse wird, je älter er ist, immer besser.

[Die Aufbewahrung des Schalenobstes] (Nüsse) soll an sehr trockenen, luftigen Orten geschehen, denn sonst werden die öligen Kerne leicht ranzig.

[Gegen das Rosten der Bügelleisen.] Nach dem Gebrauch müssen die warmen Bügelleisen besonders während der kälteren Jahreszeit in einem warmen Raum erkalten, da sich sonst feuchte Niederschläge darauf bilden würden. Wenn sie ganz kalt sind, wischt man sie mit einem trockenen Tuch ab und umhüllt das Bügelleisen bis zu späterem Gebrauch mit einem mit Del geränktem Stück Jannell.

[Rostflecke auf Silber] beseitigt man, indem man die Flecke mit warmem Essig wäscht, in Wasser spült und dann trocknet.

Rätsel.

Die ersten schuf das Allmachtswort: Es werde, Zu leuchten uns auf dieser dunklen Erde. Zu mahnen uns, den stets zu loben, Der über ihnen wohnt droben.

Die zweiten schenkt uns Gottes Güte, Stets jedes Jahr in schöner Blüte. Wir freuen uns ob ihrer Pracht, Und sie verkünden Gottes Macht.

Das ganze ist uns wohl bekannt, Wir nehmen gern es in die Hand; Weit man es kennt in Land und Stadt Als schönes Unterhaltungsblatt. L. Hofmann.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Aus voriger Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels: Eins tut not in allen ersten Dingen: Entschiedenheit.
Auflösung des Logogriffs: Dingen, Bingen, Ringen, Singen.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.

Humoristisches.



„... Warum wohl das alte Fräulein von Dürreleben so oft in unseren aßhyrischen Sammlungen herumstolzert?“
„Wahrscheinlich kommt sie sich unter diesen Altertümern noch 'mal so jung vor!“

Silbenquadrat.

ka	e	an
da	da	mi
mi	na	na

Nach Ordnen der Silben bezeichnen die sich entsprechenden 3 Seitenrechten und Wagrechten je:
1. ein amerikanisches Land,
2. eine alttestamentliche Frau,
3. einen männlichen Vornamen.